



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Wiener Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Beifall, mit welchem besonders die zeitgenössische Jugend die sozialrevolutionären Dichtungen Schillers aufnahm, beweist, wie sehr auch im deutschen Bürgerstande die Stimmungen verbreitet waren, die in Frankreich zu dem Ausbruch von 1789 führten. Aber die politischen Verhältnisse im heiligen römischen Reiche machten eine andre Revolution, als die bürgerlich-soziale, zu einer viel dringlicheren Angelegenheit: die Fürstenrevolution, durch welche wenigstens die faulsten und ohnmächtigsten Landeshoheiten beseitigt und überall, wo es irgend anging, mit der Verwirklichung des Staatsbegriffes Ernst gemacht wurde. Dieser so notwendigen und heilsamen Revolution, die sich freilich unter Frankreichs Mitwirkung vollzog, sah das deutsche Volk that- und theilnahmslos zu. Für die Idee des Staates blieb Sinn und Herz meist verschlossen. Und weit von ihr weg flüchteten unsre großen Dichter, Goethe und Schiller voran, aus der Sinne Schranken in die Freiheit des Gedankens, in das Reich der Poesie und des ästhetischen Genusses. Auf diesem Standpunkte mochte dann freilich Schiller nicht mehr gern erinnert sein an das revolutionäre Überschaumen seiner Jugend und konnte Goethe halb mitleidig über die „Räuber“ das kunstgreisenhafte Urtheil sprechen, sie seien ein „Produkt jugendlicher Ungeduld.“ Sie sind das Erzeugnis des Stürmens und Drängens einer neuen Zeit, die allerdings, wie sie große Fortschritte der Menschheit aufzuweisen hat, auch überreich ist an großen Irrthümern. Den Irrthum der Revolution für die Menschheit unschädlich zu machen, wird aber nie gelingen, wenn die Besten in vornehmer Selbstgenügsamkeit dem ästhetischen Ideal leben wollen; die Macht, welche dem revolutionären Unheil gewachsen ist, ruht allein in dem Gedanken der Pflicht, des Staates, des Vaterlandes.



Wiener Litteratur.



Man hat vor einiger Zeit klagend ausgerufen: Wien ist keine Theaterstadt mehr, Wien „war“ eine Theaterstadt. Die Berechtigung dieses Klagerufes wurde von vielen Seiten bestritten, indem man auf die Wiener Operettendichter und Operettenkomponisten hinwies, die noch immer den deutschen Theatermarkt beherrschen, und auf die Leistungen des Wiener Burgtheaters, welches von keiner andern deutschen Bühne übertroffen wird und seine Vormacht behauptet. Daß aber Wien schon längst keine litterarische Stadt mehr ist, was es in den sechziger und auch in den siebziger Jahren noch war, das wird zwar nirgendshin

ausposaunt, wozu auch? aber es wird umsomehr im stillen zugestanden. In Wien gedeihen selbst die vorhandenen hervorragenden Talente nicht, sie lassen ihre Bücher im Reich verlegen und müssen dort die Anerkennung suchen, die sie hier nicht finden. Die Zeitungsstadt, die Stadt der elegantesten und künstlerisch gebildetsten Feuilletonisten, der witzigsten Plauderer, der geschicktesten Zeitungsmacher, der flinksten Reporter — ja, das ist Wien geblieben. Aber das Feuilleton hat die Bücher verdrängt, und alle Litteratur geht in der Journalistik auf. Die Zeitungen haben systematisch die Wiener Gesellschaft zur Gleichgültigkeit gegen alle höhere litterarische Schöpfung erzogen, die über das vorübergehende Tagesinteresse und den prickelnden Reiz der Neuigkeit hinausgeht. Eine Überlieferung, gegen die nicht mehr anzukämpfen ist, hat das Wiener Volk daran gewöhnt, alle Weisheit in den Zeitungen zu suchen, weil diese in früheren Jahrzehnten in der That überaus reichhaltig waren und mancherlei Befriedigung gewährten. Inzwischen aber haben die Tagesblätter ihr eignes Niveau immer tiefer gelegt. Ihre zahlreichen Sünden, welche das Mißtrauen des Publikums weckten, zwangen sie, diesem zu schmeicheln, ihm durch unterhaltende Lektüre entgegenzukommen, es entstand ein Wettstreit nach „sensationaler“ Darstellung, der immer tiefer nach abwärts führte, und wie tief man noch sinken wird, ist gar nicht abzusehen. So nimmt mit der Verderbnis der Zeitungen auch der litterarische Geist in Wien ab. Heutzutage ist für den Wiener gebildeten Mittelstand das Erscheinen eines Speidelschen Feuilletons über das Burgtheater, einer Musikkritik von Hanslick noch ein litterarisches Ereignis, von Büchern wird in Wiener Salons nicht mehr gesprochen, und selbst dieser letzte Rest litterarischen Interesses nimmt zusehends ab. Viel Schuld daran tragen die Rezensenten der Wiener Tagesblätter selbst. Sie haben sich so eng in ihr kliquenhaftes Parteigetriebe eingeschnürt, sie haben sich nach dem Muster der politischen und nationalökonomischen Journalisten den Trieb nach Wahrheit so sehr abgewöhnt, daß die Wahrheit auch auf dem litterarischen Markte nicht geduldet wird. Sie haben sich in engherziger Selbstsucht eine Zensur im eignen Hause geschaffen, die noch weit mehr die Öffentlichkeit bevormundet und auf die Schaffenden noch drückender lasten muß, als es je die Zensur im Vormärz gethan. Denn auch die litterarische Kritik wird in Wien vom Geschäftsstandpunkte betrachtet, auch sie ist zum Mittel geworden, Einkommen zu fördern oder Einkommen zu hemmen, und darum ist sie auch abgeschmackt worden. Denn auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens kommt das Lächerliche dieser Bevormundung selbst dem großen Publikum so rasch und so unmittelbar zum Bewußtsein, als hier im Gebiete der freiesten Subjektivität, des mächtigsten Freiheitstriebes: in dem des litterarischen Geschmacks. Man verzeiht einer Zeitung weit eher die Befürwortung einer neuen Aktie oder die Unterstützung eines unwillkommenen Gesegentwurfs, als das falsche Lob einer offenbar langweiligen Operette, das darauf berechnet ist, für einige Abende das

Volk ins Haus zu locken, oder den verlogenen Hymnus auf einen neuen Roman, der kein Talent zeigt. Denn die Enttäuschung, die der naive Glaube, das „Hineinfallen“ auf solche Kritik erlebt, ist empfindlicher als die Enttäuschung in politischen oder finanziellen Angelegenheiten, die ihre materiellen Folgen gewöhnlich erst längere Zeit nach ihrem ersten Auftreten in den Zeitungen offenbaren; inzwischen sind die beredten Zeitartikel vergessen worden. Die beliebteste Methode der litterarischen Kritik in Wien ist die des Totschweigens geworden. Unbequeme Bücher werden schlechtweg nicht besprochen, denn, lautet die Lehre, auch die gegnerische Kritik ist eine Reklame. Freilich deswegen, weil diese Gegnerschaft häufig genug dem Guten galt. Eine überzeugende Beurteilung jedoch zu schreiben ist keine leichte Sache. Soll sie den Eindruck der Wahrheit hervorrufen, so muß sie unpersönlich, eindringlich, redlich gemacht sein: eine Arbeit, die der Wiener Journalist in seinem Streben nach leichtem, raschem und reichem Verdienst nicht so leicht unternimmt. Daher zieht er es vor, mit einigen flüchtig hingeworfenen Zeilen schalen Lobes (das Buch wird nicht einmal aufgeschnitten) sich aus der Sache zu ziehen, er verpflichtet damit in perfider Weise den Verfasser, beruhigt den Verleger und betrügt die Leser seines Blattes. Nur nicht polemisieren! Das ist die Losung der Wiener Buchkritik, soweit sie noch besteht, denn man weiß nicht, wo, wie und an wen man anstößt, und weil man selbst geschont werden will, schont man alle Welt, daß es ein Eckel ist, daß sogar der Hymnus keinen ernsthaften Schriftsteller mehr erfreuen kann. Sie haben selbst das Publikum durch dieses Treiben abgestoßen, und nun heißt es, das Publikum will keine litterarische Kritik mehr lesen. Um die Folgen dieses Treibens kümmern sich die Blätter nicht, sie nehmen eingeständnermaßen den Grundsatz des *Après nous le déluge* ein und wollen es so halten, so lange sie das Heft in den Händen haben. Sie merken nicht oder sie wollen nicht merken, daß inzwischen um sie herum ein neues Geschlecht heranwächst — aus Juden und Christen zusammengesetzt —, welches den Haß gegen dieses abgeschmackte Treiben für das ganze Leben in sich aufsaugt; sie merken nicht, daß sie nachgerade das Publikum so weit gebracht haben, daß es das genaue Gegenteil von dem für wahr hält, was die Zeitung verkündet und preist; sie merken nicht, wie sie sich in ihrer eignen Schablone mumienhaft einsargen, und arbeiten nach dem alten „Schimmel“ weiter. Es entwickelt sich über ihre Köpfe hinweg eine mündliche Tradition, und es wird nicht lange mehr dauern, bis sie die Oberhand gewinnt.

So sieht das litterarische Wien gegenwärtig aus. Es ähnelt dem Vormärz in fataler Weise, nur daß diesmal die Zeitungen selbst die Stelle der Metternichschen Zensur übernommen haben, und daß die Zensur damals über das sogenannte Staatswohl wachte, während sie jetzt für die Einkünfte der Klique sorgt.

In der ersten Maiwoche wurde ein litterarisches Ereignis in Szene gesetzt,

in einer Form und mit Folgen, die recht bezeichnend für die Wiener Zustände auf diesem Gebiete sind. Gewählt dazu wurde das Sonntagsmorgenblatt, als das wirkungsvollste, denn das Publikum ist gewöhnt, am Sonntag die besten Feuilletons, die pikantesten Entrefilets zu finden, das Blatt liegt auch vierundzwanzig Stunden länger als die Wochentagsnummern auf, und am Sonntag finden die Leser überhaupt mehr Muße für ihre Zeitung. Da fanden sie denn an auffälliger Stelle eine lange Anzeige eines neu erschienenen Wiener Romans. Plötzlich kümmerten sich die Zeitungen liebevoll um die Wiener Literatur! Jahraus jahrein schreiben begabte Schriftsteller im Reiche Romane, die, wenn auch nicht fehlerlos, doch jedenfalls der Besprechung wert sind; aber nur persönliche Freundschaft mit einem Redakteur bringt ihnen das Glück, dem Wiener Publikum vorgestellt zu werden. Herr Erwin Valder hatte mit seinem Erstlingswerk *Leonie* (Wien, Konegen, 1888) gleich dieses große Glück erlebt. Alle Welt war natürlich überrascht. Wie kommt der Mann, der sich nach den beiden Hauptfiguren des Heyse'schen Romans „Kinder der Welt“ benennt, zu diesem „Glück“? Welch mächtiger Einfluß hat hier gewirkt? Wer ist der Mann? Das waren die erstaunten Fragen nach dem Lesen jener immerhin doch vorsichtigen Kritiken. Der Sachverhalt war auch pikant genug und halb verhüllt angedeutet worden. Erwin Valder war das Pseudonym für den Direktor einer großen Bank, dessen Name durch seine vor mehreren Jahren geschlossene Ehe mit einer populären Operettensängerin auch dem großen Publikum bekannt geworden war, übrigens ein gebildeter, geistreicher Börsenmann, der ein großes Haus führt und viele Journalisten bei sich empfängt. Dieser Bankdirektor hat in dem Roman „Leonie“ aus eigener Anschauung und mit genauer Sachkenntnis das Börsenvolk geschildert, und die Rezensionen waren wieder von journalistischen Fachmännern der Börse geschrieben. Nun wußte man: eine angesehene Geldmacht stand dahinter, nun begriff man den Zusammenhang. Der Erfolg der Kritiken blieb nicht aus: die Leihbibliotheken wurden überlaufen, ja sogar die Sortimentverkaufsstellen den Roman, von dessen Modellen die Fama auch bald allerlei zu erzählen wußte, und jetzt schon sieht sich der Verleger veranlaßt, eine zweite Auflage der „Leonie“ zu drucken. Aber auf dem Fuße folgte dieser Wirkung die Gegenwirkung: nie mag wohl über einen im ganzen doch nicht unbedeutenden Roman so abfällig, so zornig geurteilt worden sein, wie über diese „Leonie.“ Wenn Erwin Valder nur den Erfolg angestrebt hat, rasch gelesen zu werden, von sich reden zu machen, so hat er ihn gewiß erreicht. Dem Bankdirektor, dem die Inszenierung des Zeitungslärmes vom Börsengeschäfte her vertraut ist, ist auch die literarische Reklame leicht gelungen. Wenn er aber mehr gewollt hat — und nach dem Lesen seines Buches muß man dies annehmen —, so hat er sich durch den Spektakel mehr geschadet als genützt; worüber ihm die Leihbibliothekare zuverlässige Auskunft geben würden, wenn sie die kritischen Äußerungen ihrer Abonnenten mit-

Grenzboten II. 1888.

teilen wollten. Dieses Übermaß der Verurteilung ist auch nicht gerecht, aber es ist der natürliche Gegenschlag für die Herausforderung der Leser durch die Reflame.

Was Erwin Balder mit seinem Romane hat sagen wollen, hat er seiner Heldin in der Schlußzene selbst in den Mund gelegt. „Ich sehe die Welt [sagt Leonie im Streite mit ihrem Gegner Holberg] erst seit einigen Jahren in ihrer wirklichen Gestalt, denn in der ersten Jugend betrachtet man ja alles durch gefärbte Brillen. Da habe ich nun die Wahrnehmung gemacht, daß es eine große Klasse Menschen giebt, welche durch ihre Vorurteilslosigkeit sehr bedeutende Erfolge erzielt. Man sage nicht, daß sie Schurken sind, o, das wäre eine sehr arge Entstellung. Es sind einfach vernünftige Leute, welche begreifen, daß es ganz unmöglich ist, in der Welt vorwärts zu kommen, wenn man den mit Fibel Lehren vollgestopften Tornister auf dem Rücken schleppen soll. Sie entledigen sich daher dieses Tornisters, nichts weiter. Alle diese Menschen begehen keine schlechten oder gemeinen Handlungen, sie sind überhaupt nicht aktiv, sondern begnügen sich, aus den Ereignissen Nutzen zu ziehen. Läßt sich dagegen das Mindeste einwenden? Nicht wahr, nein! Man ist nicht moralisch, aber man ist tabellos anständig, und aus einer gewissen Entfernung betrachtet ist das eins und dasselbe. . . . Wenn Sie einen Augenblick den Standpunkt der reinen Moral einnehmen wollen, so müssen Sie [der Börsenspekulant Holberg] zugeben, daß Ihr ganzes Thun und Treiben im höchsten Grade verwerflich ist. Ich erinnere Sie an die geheimnisvollen, interessanten Nachrichten, welche Ihnen beständig aus allen Regionen zu Ohren kommen, und die ja auch mir durch Ihre Freundlichkeit größtenteils bekannt sind. Wie viel Korruption, wie viel Unsauberkeit ist in diesen Geschichten enthalten, aber das hat Sie noch nie verhindert, so viel als möglich aus denselben Nutzen zu ziehen und je nachdem es rentabel erschien, Papiere zu kaufen oder zu verkaufen. Und neulich, als ich Sie im Comptoir besuchte, fand ich Sie vor Ärger ganz außer sich, weil die Cholera meldungen aus Toulon günstiger lauteten, als es Ihren Interessen dienlich war. Sie werden mir nun wahrscheinlich antworten, daß Sie durch Ihre Spekulationen weder die Korruption noch die Cholera befördern, und ich stimme Ihnen darin vollkommen bei. Ja, ich erkläre sogar unaufgefordert, daß Sie nach der Meinung aller Fachgenossen von untadeliger Rechtshaffenheit sind und niemals eine schlechte Sache unterstützen oder eine unwahre Nachricht verbreiten würden, wenn Sie selbst dadurch Millionen gewinnen könnten. Aber alles das, geehrter Herr, bestätigt nur, was ich früher gesagt habe. Sie und tausend andre profitieren von allem Schlechten in der Welt, sie wünschen es auch herbei, bleiben aber demungeachtet die größten Ehrenmänner, weil sie keinen Finger regen, um es zu verwirklichen. An die Stelle der Tugend ist bei einer großen Menschenklasse die »Anständigkeit« getreten, deren Inhalt wird durch die leere Form ersetzt. Das ist ein Umschwung

in der sittlichen Auffassung, der nicht wegzuleugnen ist, der sich vor unsern Augen vollzieht. Mit jedem Tage wird diese Strömung mächtiger, reißt immer mehr Leute in ihrem Wirbel fort, und ich gestehe es, auch ich bin zu schwach, ihr Widerstand zu leisten."

So weit Leonie, die als Weib nicht besser sein will als die Männer ihrer Gesellschaft, die auch mit der „Anständigkeit“ sich begnügt und einen Vorteil nicht unbenutzt lassen kann, wenn auch andre die Kosten tragen. Sie ist die Tochter eines reichen „Gründers,“ der aber von dem Sturme des großen Börsenkrachs im Jahre 1873 vernichtet wurde, und seit sieben Jahren die Gattin eines braven, tüchtigen Mannes, des vielbeschäftigten Arztes Eder in Wien. Sie hat ihren Mann aus romantischer Neigung geheiratet, obgleich er damals ein armer Hauslehrer war und sie weit vorteilhaftere Partien hätte machen können. Der nüchterne Ernst ihres bescheidenen Gatten befriedigt aber ihren genussüchtigen Sinn nicht. Sie will glänzen, sie will von sich reden machen, sie will in allen Dingen als die erste ihres Geschlechts gelten, sie ist eine geborne Theaterprinzessin, die ihren Beruf verfehlt hat, sie ist unglücklich darüber, nicht als die geistreiche Dame gelten zu können, die sie ist. Noch steht sie im vollen Glanze ihrer Schönheit, und damit spekulirt sie. Sie wirft ihre Netze um einen jungen Millionär, den Herrn von Walther, um ihn zu erobern und, nach der Trennung vom Gatten, zu heiraten und um mit Hilfe seines Reichthums auch eine glänzende gesellschaftliche Rolle zu spielen. Walther ist ein Rauz ganz eigner Art. Er ist fünfunddreißig Jahre alt geworden und hat nie geliebt; trotz seines Reichthums und seiner Stellung ein schüchterner Gelehrter, ein selbstquälerischer Grübler, der die Gesellschaft lieber flieht, um einsam zu reisen oder in schöner Landschaft zu schwelgen. Dem berechneten Entgegenkommen der Circe Leonie erliegt er wie ein Knabe. Aus dem Taumel rettet ihn im rechten Augenblicke sein Freund Holberg, der auch der Freund des Dr. Eder ist. Holberg will ihn mit der jungen, schönen und liebenswerten Schwester Helene des Arztes verbinden. Walther verlobt sich auch in der That mit Helene. Da läßt Leonie die letzten Schranken fallen, als Ehebrecherin verführt sie den schwachen Walther, der nunmehr die Braut zu verlassen und sie zu heiraten gezwungen ist. Die Ehe aber, so deutet Erwin Balder zum Schlusse an, bringt weder für Leonie noch für Walther Glück. Sie können sich auf die Dauer, wie vorauszusehen war, nicht vertragen. Sie zieht daher nach Paris, um dort in bunter Gesellschaft ein bewegtes Leben zu führen, Walther bleibt auf seinem Landgute in menschenfeurer Abgeschiedenheit. Neben diesen zwei Gestalten ist Holberg der interessantere Charakter. Er ist der Typus jener Art von Börsenspielern, die nach Balder ironisch als die „wissenschaftlichen“ bezeichnet werden. Holberg will nicht dem launischen Wechsel der Börsenstimmung besinnungslos preisgegeben sein, er will nicht schlechtweg spielen, sondern gesetzmäßig, mit Berechnung. Darum steht er mit Korrespondenten

aller europäischen Börsen in Verbindung, liest den ganzen Tag die großen Zeitungen, ist ein förmlicher Gelehrter seines Faches, um schließlich sich doch zu seinem Ärger sagen lassen zu müssen, daß der andre, der leichtblütig, blind, mit dem bloßen Instinkte des Geldmenschen das Spiel betreibt, mehr Geld gewinne, als er mit seiner „Wissenschaft.“

Dies der Inhalt und die Tendenz des Balderschen Romans. Man wird nicht sagen können, daß er, der Fachmann, das Börsengetriebe, wie mancher abgeschmackte Nationalökonom, als sittliche Macht hinstelle und lobpreise. Diese seine objektive und strenge Haltung verdient volle Achtung. Allein zu einem guten Romane bedarf es noch mehr, als einer leidlich gewandten Feder und Kenntniss der Gesellschaft: es bedarf der künstlerischen Form der Sprache, der Fähigkeit, zu gestalten und eine Handlung spannend darzustellen. In alledem ist Balder nur ein begabter Dilettant. Anstatt zu schildern, reflektirt oder wickelt er, anstatt zu gestalten, kritisiert er, im Grunde tritt er nie aus sich heraus, er spricht immerfort selbst und viel zu viel, sodaß man wohl begreift, daß „Leonie“ von vielen Lesern der Leihbibliotheken als langweilig bezeichnet wird. Sein Waltherr ist übrigens eine mißlungene Figur, so hübsch sie angelegt ist. Am besten ist noch die Praterszene geraten, in welcher Waltherr und Leonie sich ihre Liebe erklären.

Über das Buch eines andern Wiener Schriftstellers, über die Lebenskünstler, ein Sittenbild von Gustav Schwarzkopf (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden, 1888), das schon vor mehreren Monaten erschienen ist, haben die Wiener Blätter keine Reklamen gebracht, sie haben beharrlich davon geschwiegen, und nicht bloß deswegen, weil Schwarzkopf kein einflußreicher Bankdirektor ist. Sein Buch ist allerdings nicht fehlerlos, es hat sogar viele Schwächen, allein eine beachtenswerte Erscheinung ist es immerhin, und das Schicksal, totgeschwiegen zu werden, hat es nicht verdient. Freilich, Schwarzkopf hat die Kühnheit gehabt, mit der Sachkenntnis des Eingeweihten die Wiener Presse zu geißeln, und dies kann ihm, bei allen Sympathien, die er persönlich genießen mag, nicht verziehen werden. Hier wird gleiches Recht gegen alle geübt.

Schwarzkopf ist ein ganz eigenartiger Geselle. Er entstammt derselben Gesellschaft wie Erwin Balder, er fühlt und denkt gerade so wie dieser und entbehrt noch mehr der Grundlage akademischer Bildung. Auch er kennt genau die Kreise der Geld- und Börsenmenschen, allerdings nicht ausschließlich, sein Gesichtsfeld ist breiter und reicher, und auch er hat sich den Haß gegen diese Gesellschaft mit einem energischen Rechts- und Moralgefühl herangebildet, ohne sich diesen Kreisen ganz entziehen zu können. Aber in der ursprünglichen literarischen Begabung ist er Balder weit überlegen. Schwarzkopf ist ein Beobachter von einer Schärfe und Wahrhaftigkeit, von einer analytischen Kraft und moralisirenden Strenge, von einer Rücksichtslosigkeit und Kaltblütigkeit, wie

man ihn unter den gegenwärtig schreibenden vielleicht in ganz Deutschland nicht findet. Er erinnert mit dieser Fähigkeit an den Engländer Thackeray, und auch noch in andrer Beziehung. Denn merkwürdigerweise ist Schwarzkopfs hellseherischer Spürsinn fast ausschließlich nach einer einzigen Richtung hin entwickelt, nach der Richtung des Bösen in der Welt. Was er anblickt, sei es ein Kleid oder ein Mädchengesicht, eine Zimmereinrichtung oder ein schwankender Menschenwille, eine gesellschaftliche Einrichtung oder ein verliebtes Pärchen: immer und überall hat er auf den ersten Blick wie mit Scheidewasser nicht das Gold, sondern die Schlacke aus den Dingen herausgesondert, die Lächerlichkeit, die Rohheit, die Selbstsucht, die Schwäche, das Unglück, niemals aber die Zufriedenheit, die Schönheit, die Freude der Menschen an sich selbst oder an der Welt. Und wenn man näher zusieht und erkennt, daß Schwarzkopfs scharfe kritische Beobachtung bei ihm selbst den Anfang gemacht hat, daß er auch sich selbst keineswegs schont und sich so gut mephistophelisch ironisirt wie die andern, dann erhält man einen ganz merkwürdig traurigen Eindruck von diesem litterarischen Original, welches er ohne Zweifel so gut ist, wie Bogumil Goltz eines in seiner Art war. Ein Mann nach dem Herzen der Frau Rat Goethe und ihres Sohnes Wolfgang, welche die Freudigkeit am Leben, das gesunde Maß von Selbstachtung als Grundbedingung einer erfreulichen Manneserscheinung hinstellten, wäre dieser Gustav Schwarzkopf keineswegs. Denn gerade diese Lebensfreudigkeit, die seinen ungewöhnlichen Gaben die rechte Kraft verleihen könnte, fehlt ihm fast ganz. Er liebt nichts, er liebt nicht sich selbst, er liebt nicht die Weiber, nicht die Männer, nicht die Wissenschaft, nicht die Natur. Man findet in seinem ganzen Buche nicht ein einziges Landschaftsbildchen, und fast könnte man vermuten, Schwarzkopf habe nie einen schönen Sonnenuntergang oder eine berauschende Alpengegend gesehen. Seine zuweilen erstaunlich richtigen Beobachtungen teilt er alle so eintönig, so formlos, so müde mit, daß man ihnen nur selten ein Gefühl von eigentlichem Zorn oder von teilnehmendem Mitgefühl an den Dingen, die er bespricht, anmerkt. Und weil ihm die Liebe fehlt, fehlt ihm auch die Poesie. Denn um künstlerisch wirken zu können, muß der Künstler in gewissem Sinne auch seinen satirischen Helden lieben, er muß sich in seine Seele versetzen und mit ihm genießen und leiden, damit er Leben annehme. Schwarzkopf aber kann nie seine Nüchternheit überwinden, er vergift sich niemals, er bleibt immerfort auf dem strengen Moralistenstandpunkt, darum kennt er nicht die Süßigkeit der Selbstvergeffenheit, nicht die Schönheit selbst der Sünde, die doch sonst nicht verführerisch werden könnte, nicht den Taumel im Laster, dessen häßliche Seiten er mit pedantischer Genauigkeit darstellt. Sein Buch ist vielfach im Geiste des Naturalismus gehalten, aber weil es so ganz Verstandesarbeit ist und so aller Sinnlichkeit bar, ist es nicht bloß nicht gefährlich, sondern auch langweilig, trotz der vielen richtigen, neuen Beobachtungen, tiefgründlichen psychologischen Analysen und

genialen Blitze. Sein Buch hat Ähnlichkeit mit dem „Homunculus“ von Robert Hamerling. Sieht man von der philosophischen Grundidee des letzteren ab und von dem Zuwachs, den die reiche Bildung des einstigen Gymnasialprofessors und gelehrten Hellenisten dem Epos gewähren konnte, so übertrifft sogar Schwarzkopfs Satire in manchen Beziehungen das Werk des Dichters. Denn der junge elegante Wiener Schriftsteller, der viel in der Gesellschaft verkehrt, kennt die großstädtischen Übel genauer, als der seit Jahren kränkelnde Einsiedler von Graz. Allein das Bedürfnis, für das satirische Strafgericht einen positiven Hintergrund zu schaffen, wie Hamerling es empfand, fehlt Schwarzkopf gänzlich, oder vielmehr: in seiner virtuosen Einseitigkeit hat er es bei gutem Willen kaum andeuten können. Er ist nicht imstande, zum Schatten Licht zu setzen, er kann nur schwarz malen, seine Palette hat keine andern Farben. Und nun wird man sich vorstellen können, mit welcher unangenehmen Empfindungen man ein Buch, das jede Gelegenheit, Freudiges zu schildern, man kann sagen geflissentlich vermeidet, aus der Hand legt. Wie gern man auch die Wahrheit der Bilder in sehr vielen Fällen zugestehen möchte, wie wohlthuend der Mut des Verfassers berühren mag, der an Zustände rührt, deren Faulheit ein öffentliches Geheimnis ist, ohne daß ein anderer den Mut hätte, es zu sagen: am Ende ist man froh, der Hölle entronnen zu sein. Einen Trost, eine Aussicht auf eine bessere Zukunft, eine erhebende allgemeine sittliche Weltanschauung kennt Schwarzkopfs an die unmittelbare Umgebung gefesseltes Auge nicht. Vom historischen Betrachten selbst der Gegenwart läßt sich der einseitige Moralist nichts träumen. Darum hat er keine rechte Perspektive für die Dinge; Großes und Kleines, Hauptsachen und Nebensachen sind ihm alle gleich wichtig. Und was ist die Folge dieser Schreibweise? Ein Mann wie Schwarzkopf, wenn er gesund wäre und wenn er die doch nicht unverächtliche Weisheit größerer Geister zu seinem Eigentum gemacht hätte, könnte revolutionär auf seinem Gebiete wirken, statt seines Nihilismus müßte er nur einige Tropfen Goethischen Optimismus aufnehmen; so aber bleiben seine Satiren wirkungslos, werden bestenfalls ein gutes Material für ein glücklicheres Talent abgeben, das sich seine Originalanschauungen zu eigen machen wird.

Mit dem Homunculus hat Viktor Baring, der „Lebenskünstler“ Schwarzkopfs, das Strebertum, die Gier nach Geld und die damit verbundene gesellschaftliche Stellung und Macht gemein. Nur ist Baring nicht der verkörperte Geist der Zeit, sondern der typische Wiener „Advokaturskonzipient,“ der wegen seiner Jagd auf eine reiche Braut in heiterm oder wenn man will sarkastischem Rufe steht. Diese Jagd, der endliche Erfolg, die Ehe selbst, dann das Witwertum Barings und alle seine Thaten, um sich berühmt zu machen, sein Eintritt in die sogenannte gute Gesellschaft, seine Vorstadtpolitik, seine Versuche, sich ins Parlament wählen zu lassen, sein Fiasco, seine journalistische Thätigkeit, sein Umgang mit den Damen der Halbwelt, seine Ehe mit der alten Gassen-

dirne, sein erbärmliches Alter u. s. f., das ist eine Reihe von nicht gerade organisch zusammengefaßten Bildern, denen man aber nachsagen muß, daß sie meistens nach dem Leben mit peinlicher Treue geschaffen sind. Wer Wien kennt, wird die Modelle überall erkennen. Hat sich Hamerling mit seiner farbenberauschten Phantasie lieber bei dem Glanze dieser Gesellschaft aufgehalten, so hat Schwarzkopf die Ergänzung geliefert, indem er in die Niederungen herabstieg. Dort die Schilderung August Zangs, hier die Charakteristik eines andern Wiener Tageblattes. So wenig indes der Homunculus persönlich, individuell lebendig werden wollte, so wenig vermag es, trotz der peinlichen psychologischen Analyse, der Streber Schwarzkopfs. Er ist doch auch nur das idealistisch abstrakte Zentrum für die Wandelbilder. Es fehlt die einheitliche Handlung beiden Werken zu ihrem Nachtheile. Und auch Schwarzkopf mangelt die Begabung, mit einigen wenigen Strichen einen Charakter lebenswahr hinzustellen, er häuft Bemerkung auf Bemerkung; Mosaik, aber keine Plastik. Er stellt überhaupt nicht Handlungen dar, sondern kritisiert die Gestalten; sie bewegen sich daher auch nicht frei, reden nicht die eigne Sprache, der Erzähler bemüht sich auch gar nicht, seine Souffleurarbeit zu verbergen. Am meisten hinter Hamerling steht Schwarzkopf mit seiner unschönen Prosa zurück; es ist, als ob er nie die erste Skizze überarbeitete; sie wimmelt von Unbeholfenheiten, überlangen Sätzen, unnötigen Partizipialbildungen u. dergl. m. Doch genug davon. Wir wollen nicht in den Ton des schwarzseherischen Autors selbst verfallen und lieber seinen männlichen Mut, seine Energie bei aller Schwäche noch einmal betonen, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, ohne seinen Grundüberzeugungen zu entsagen, zur Welt wie zur Menschheit doch endlich in ein erfreulicheres Verhältnis zu kommen.

Man kann sich keinen größern Gegensatz zu diesem nihilistischen Satiriker der Unsitten der Wiener Gesellschaft denken, als Vincenz Chiavacci, einen echten Volkschriftsteller, der sich in den weitesten Kreisen der Wiener Bevölkerung infolge seiner poetischen Entdeckung der „Frau Sopherl vom Naschmarkt“ der größten Beliebtheit erfreut. Wie Salon und „gute Stube,“ wie Parvenü und ehrwürdige Tradition, wie die neueste Pariser Mode vom altbürgerlich bequemen Hausrock, wie das von technischen Neubildungen gespickte Deutsch des sogenannten Weltmannes von dem urwüchsigen, bilderreichen, mit ererbten Formeln sich begnügenden Dialekt: so unterscheiden sich diese beiden Schriftsteller. Die strenge Moral mildert sich bei Chiavacci zum teilnehmenden Humor, Herzensgüte verrät sich in jedem seiner Bildchen, und er fürchtet sich auch nicht in falscher Scham vor der Sentimentalität, und zwar deswegen nicht, weil er künstlerisch ihrer Herr werden kann. Wie jeder echte Dichter verliert sich Chiavacci gern in Träumereien aus den Knabenjahren, und da sehen wir, wie sehr es ihm zu gute kommt, aus den untern Volksschichten herausgewachsen zu sein, deren Gemüt er kennt, wie kein zweiter in Wien, besser sogar als Anzen-

gruber, der zu herb für die Wiener ist. Die neue Schicht der Geldaristokratie hat die Entwicklung Chiavaccis weder im Guten noch im Übeln berührt, er ist ein vollstümlicher Mensch bis in seine reifen Mannesjahre geblieben, die ihn endlich zum Schriftsteller machten. Er hat sich die schönste Tugend des Dichters bewahrt: Pietät gegen alles Hergebrachte, gegen Sitte und Gesinnung, gegen Natur und Menschen. Und Pietät allein ist ja schon Poesie. In seinem Büchlein Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt (Wien und Teschen, Karl Prochaska, 1888) spricht sich dieser liebenswürdige Geist gemächlich im besten Sinne aus. Er bringt hier Skizzen „aus der Kinderzeit,“ welche die Wiener Jugend in ihren Spielen und in ihren Leiden porträttrreu vor Augen führen. In dieser Riesenstadt hat jeder „Grund,“ das heißt jeder Stadtteil, jede Vorstadt ihr altererbtes Lokalkolorit, fast so scharf ausgeprägt wie ein Alpenthal mit seinen von dem Strome der Welt ausgeschlossenen Bewohnern. Das Studium dieser Lokalfarben hat sich Chiavacci angelegen sein lassen. Er schildert die gering begüterten Volksklassen, wie sie ihr Tagewerk üben, wie sie früh aufstehen, wie sie sich in ihren schönen Hälften für den Fasching vorbereiten, wie sie die Steuer des Sperrfächerl humorvoll beklagen, wie sie sich bei dem gestrengen Hausherrn am Zinstage benehmen u. s. w. Chiavacci hat einen ungewöhnlich starken Sinn fürs Typische, seine Bilder sind nichts weniger als mustiwisch angeordnete Beobachtungen, sondern voller überzeugender, lebendiger Wahrheit. Jeder Wiener gesteht zu, die Originale irgendwo schon getroffen zu haben. Man könnte ihn den Wiener Chodowiecki nennen, denn auf dem engen Raume eines Lokalfeuilletons bringt er in fäuberlicher Zeichnung, in zierlich sorgfältiger Ausführung Porträts von sprechender Lebens-treue. Ihn hat der Realismus nicht verhindert, sowohl satirisch wie poetisch zu wirken, ohne sich und andre zu verbittern. Wer die Geschichte von den Schicksalen eines Käzchens, das böse Buben ertränken wollten und das halb lahm und einäugig der Liebling einer armen Greisin wurde, der schließlich die böse Welt dennoch das Tier raubte, und die nur „aus Religion“ sich nicht dem gequälten Tiere nach ins Wasser wirft, so zu erzählen weiß wie Chiavacci in der Erzählung „Ihr Hansl,“ der hat das Herz am rechten Flecke, der ist ein echter Dichter, mögen ihn die kleine Form und der heimatliche Dialekt, den er übrigens mit Meisterschaft beherrscht, immerhin nur auf das Publikum Wiens beschränken. Wenn er nur nicht, wie es Talenten seiner Art zu gehen pflegt, zu viel schreibt, anstatt seine Kraft zu größern Leistungen zu sammeln, zu denen er ohne Zweifel das Zeug hat. Denn einer Phantasie, die allwöchentlich mehrere solcher Skizzen und noch eine politische Sonntagspredigt der Frau Sopherl zu schaffen vermag, kann es auch an Erfindungsgabe für den großen Wiener Roman, der immer noch nicht geschrieben ist, nicht fehlen.

Wien.

Moritz Aecker.